

Hardware des Clublebens

von Martin Eberle

Die beste Deko, alte Veranstalterweisheit, ist ein voller Laden.
Rainald Goetz, RAVE¹

Der Versuch, denen, die zu jung, oder seinerzeit schlichtweg anderweitig beschäftigt waren, um es miterlebt zu haben, zu erzählen wie sie war, die (Club-)Welt Berlins, kurz nach dem faktischen Ende des real existierenden Sozialismus, bekommt leicht etwas Zwanghaftes, unmögliches, nicht unähnlich den „Geschichten vom Krieg“ der inzwischen genauso verschwundenen Großväter. Dabei ist das Club-Gefühl untrennbar mit der Erinnerung des Stadtgefühls verbunden. Der Leere, der Brachen, des Ungestalteten, des eben gerade erst zusammengebrochenen in Nachbarschaft des schon seit Jahrzehnten unbeachtet liegengelassenen kaputten, des jetzt fieberhaft halluzinierten Möglichen.

Es war dem Alptraum '33-45, und der nachfolgenden „Keiner hat die Absicht eine Mauer zu errichten“-Abschottung geschuldet, dass sich unerwartete (und heute nur noch als einmalig zu verstehende) Möglichkeiten räumlicher Inbesitznahme im nun allerzentralsten innerstädtischen Raum auftaten, der kurz vorher noch Zonenrandgebiet des kalten Krieges war. Im glücklichen Zusammentreffen von überbordendem Raumangebot, sich plötzlich öffnenden Zeitkapseln, dem Zusammenbrechen eines Staates mit nachfolgendem ideologisch-gesellschaftlichem Vakuum plus *Trommelwirbel* neuer elektronischer Musik, plus einer Stadtverwaltung, die andere Prioritäten (und möglicherweise Probleme) hatte, als nachzukontrollieren, ob immer schön angegeben war, das Coca-Cola Koffein enthält, ergab sich ein munteres Labor von sozialutopischen (Feier)kulturräumen. Orte der Musik und der Entäußerung, aber auch der Neukonstruktion sozialen Interagierens. Kurz zusammengefaßt unter dem Gattungsbegriff *Club*.

„The motivation came from the unsatisfying situation of isolated individualism.“²

Dabei muss verstanden werden, dass die kulturelle Praxis *Berliner Clubkultur*, betrachtet im Zeitraum von der Wende bis zum Regierungsumzug, ein Nebeneinander einer Vielzahl allerunterschiedlichster Formen und Konzepte war und die Konzentration auf Musik als bestimmendes Element – so wichtig wie sie auch war – kaum zur Analyse oder Definition dieses „besonderen Phänomens“ geeignet ist.

Anders als in der „Diskothek“ (einer Gastro mit Bewegungsmöglichkeit, stationär, dauerhaft) lag der Fokus nicht auf dem unternehmerischen Interesse einen Tanzabend anzubieten, der sich als Single-Kontaktbörse gibt. Vielmehr fiel das, im Prinzip universelle, Grundbedürfnis nach Gemeinschaft und Kommunikation zusammen mit einer – man muss doch sagen – historischen Situation, in der das unerwartete Ende der politischen Gesellschaftsform „DDR“ eine gewisse gestalterische Energie Lebensformen betreffend freisetzte, und wie ein Kommunikationsort eben auch anders gestaltet werden könnte. Und diese Chancen wurden ergriffen. Und es wurde natürlich dem Entstehen einer Techno-Musikkultur umfassend Raum gegeben.

„Es ging von Beginn an darum, eigene Strukturen zu bauen und sich vielleicht genau durch die Konzentration auf das eigene, das sich nicht am Rest der Welt abarbeitete, zu differenzieren.“³

Der Klang der Familie⁴

Eine Heterogene Menge aus Kunstbesetzern, Hausbesetzen, politischen Hausbesetzern, Punks, Ich-studierewas-Typen, Aktivisten, Künstlern, Südamerikanern auf der Durchreise, speziellen Charakteren, Musikleuten, Ravehörnchen, Impresarios, Künstler, Verstrahlten oder DJs wurde im Rahmen, aus Ost und West erstmals gemeinsam in ein innerstädtisches Vakuum hineinstoßen zu können, überraschend homogen gemischt zu einer Szene, die hatte etwas asexuelles, gleichmachendes, egalitäres und sehr freundliches. Und es gab keinen Grund zu glauben nicht dazuzugehören, denn man war sicher, in dem Moment, in dieser Situation, ein einziges Mal, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein. Eine gewisse Geschichtslosigkeit, ein Neubeginn, eine Stunde Null.

Begleitet vom Gefühl, dass die festen Grenzen zwischen Publikum, Konsument, Performer, Anbieter, Gastgeber, Organisator und Infrastrukturgeber aufgeweicht waren und Jeder jede Rolle einnehmen konnte. Das spiegelte sich bis in die Organisationsform hinein. Kollektive Modelle waren verbreitet, ohne das kollektiv dabei unbedingt basisdemokratisch heißen musste. (Wen ein Einzelner meinte, das ist jetzt wirklich die allertollste Idee und es dafür keine Mehrheit gab, dann wurde es halt dennoch umgesetzt und die anderen trugen es auch mit, denn es ist offensichtlich zumindest einer dabei, der voll dahintersteht und dann wollen wir doch mal sehen, vielleicht wird es ganz super.) Im Übrigen: „Kollektiv ist, wenn Alle mitreden aber immer die Gleichen fegen.“

Viele Unterhaltungen und viele Leute kennenlernen. Und Alle haben ganz selbstverständlich miteinander gequatscht. Es gab kein: „Wie siehst denn du aus? Was willst du denn hier?“. „Das hat eine tolle Gemeinschaft erzeugt, vielfach bis heute.“ (Kirsten)

Bei aller Unterschiedlichkeit gab es eine große, offene Neugierde im Umgang. Trotz der extremen Unterschiede der Orte herrschte ein wesentliches Vertrauen, dass schon Jeder etwas Vernünftiges machen würde. In dem Sinn auch keine Konkurrenz, eher ein interessiertes Zuzucken, was die anderen so machen, bis hin zu Aktionen wie dem „Türstehertausch“ (Wir machen heute Tür bei euch und ihr bei uns) oder Kooperationen zwischen Räumen (das *Jeans Team* spielt im völlig leeren *Sniper* und der Auftritt wird per Video live für das Publikum in die *galerie berlintokyo* übertragen. Mit der Analogtechnik von 1997 – ohne Internet!). Im Übrigen hatte jeder nur ein, zwei Tage die Woche geöffnet und an den anderen Abenden hat man sich eben gegenseitig besucht. Die Szene war klein und man verstand sich als Bestandteil davon. Das war als Lebensstil auch nicht massenattraktiv. Beim heutigen international ausgetragenen „wie komme ich bloß ins *Berghain* rein“-Krampf vielleicht unvorstellbar, dass eine große Durchlässigkeit dazu gehörte. Das *wmf* war öfters mal bester Club der Welt, oder von was-auch-immer, da ist man trotzdem jedes Mal reinkommen.

Archetypen

Im goldenen Club-Techno-Ausgeh-Dreieck der frühesten, bis allerhöchstens mittleren 90er Jahre, markiert durch die Punkte *Tresor* (Leipziger Straße), *e-Werk* (Willhelmstraße) und die Eck-Kombi *wmf (1) / Elektro / Friseur* (Glinka-/Mauer-/Kronenstraße) mit den darüberliegenden Räumen der *Botschaft e.V.* (Interdisziplinär arbeitende Gruppe) und nicht zu vergessen mittendrin die Kellerruine „*Der Brasilianer*“, fanden sich die durchgespielten Konzepte, Organisations- und Raumformen nahezu vollständig, wie im Modell, wieder.

Irgendwie war dabei klar: das ist hier eine vorübergehende Sache, in der man auf die Umstände reagiert und in dieser Spannung unerwartete Freiheiten gewinnt. Und dass das nicht ewig dauern wird. Und dass es sich um eine ständige Bewegung handelt. In dem Moment, in dem sich das Umfeld änderte – und nicht nur das Immobilienumfeld – musste sich auch das Konzept ändern um weiterhin unabhängig die Selbst-Definitionsmacht „des Eigenen“ ausüben zu können, wenn man nicht unter Verlust des Experimentellen zur reinen Funktion (Disko) werden wollte.

*My House Is Your House (And Your House Is Mine)*⁵

Zu Club fällt einem ein: Musik, Kunstnebel, Tanz, Drogen, Drinks, Rauch, Fashion, die Haare richtig haben und vieles mehr. Neben des versuchsweise beschriebenen Konstrukts der sozialen Skulptur im historischen Kontext der ersten Tage von Berlin⁶, das sich nicht bildnerisch fassen lässt, lohnt auch ein Blick auf die räumlichen Grundbedingungen und in der Folge der Ausgestaltungen der Clubsituation:

Die merkwürdige Dualität von privat und öffentlich (ein beschränkt zugänglicher Raum, für eine ausgewählte Gruppe (Clubmitglieder), quasi ein gemeinsames teilhaberisches „Wohnzimmer“), in der Praxis verfestigt durch ein kontrolliertes System von Öffnen und Schließen, erfordert zur Herstellung dieser Abgeschlossenheit eine bauliche Situation. Architektur.

Zentral war sicher, dass es nicht á priori um räumlichen Qualitäten ging, sondern dass die sozialen Qualitäten bestimmend waren und diese haben auch den Raum mitbestimmt, insofern, als der Raum ein weiterer Charakter war, der am Spiel beteiligt war und, wie die anderen Charaktere auch, eine möglichst selbst definierte – nicht standardisierte – und eigenständige Spiel-Rolle einnahm.

Wie verhält sich dabei das Drinnen zum Draußen? Der Club zur Stadt? Das Clubleben zum Alltagsleben und ist das beispielsweise an der Fassade, dem Gesicht das der Klubraum dem Stadtraum gegenüberstellt ablesbar? Welche Architektur steht am Ausgangspunkt?

Die Auswahl der Gebäude mag von vielen Grünen bestimmt worden sein, eine überraschende Qualität von Clubland war sicher, dass Potenziale, erkannt und aktiviert worden sind, die in der Architektur angelegt, von anderen damaligen Akteuren nicht erkannt oder genutzt wurden, weil sie in der Standartökonomie – und ein anderes Modell war nicht verfügbar – keinen Platz fanden. Deshalb war ein Neu-erfinden, ein Neu-bewerten, ein sich zurechtfinden in einer ungeplanten und unausgedachten Situation eine fruchtbare Alternative.

Die mehr und mehr eine Attraktivität ausstrahlte und dadurch wieder normalisiert, assimiliert verschwand.

Kleines Architekturbeispiel könnte der *Ruinenwert* des Gebäudes der *Württembergischen Metallwarenfabrik* in der Leipziger Straße in seinem prunkvollem Verfall sein, mit den *wmf* Schriftzeichen auf immer noch golden glänzenden Kacheln der Fassade (und welches auf damalige Initiative der *Botschaft e.V.* Seither unter Denkmalschutz steht).

Wie verhält sich die Sichtbarkeit/Tarnung?

Der Tresor suchte die selbstbewusste Behauptung seinen Namen in Leuchtbuchstaben der Umgebung zu präsentieren. Das *Elektro* und der *Friseur* behielten mit der beibehaltenen Ladenbeschriftung und der nach außen nicht veränderten Ladenanmutung für den flüchtigen Betrachter den Charakter eines mehr oder weniger aufgegebenen Geschäftes bei und um den Eingang des *kunst und technik* als solchen zu erkennen war ein dezidiertes Wissen nötig. (Das Logo des *Elektro* bestand aus dem so vorgefundenen kaputten Schriftzug des Ladens. Das Kaputte, der vorgefundene Fehler, wird das Neue und pflanzt sich fort.)

Welche Form hat also die Tür, das Scharnier zwischen „dabei sein“ und nicht dabei sein? Wie erkennbar ist sie? Wie auch im Übrigen, ging es nicht darum einen wie auch immer gearteten Code zu beherrschen, sondern Teil zu sein, Teilnehmer, Teilhaber und damit die richtigen Zeitpunkte zu kennen und die Hinweise lesen zu lernen wie beispielsweise aus einer 103-Hausnummer der Eingang zur Partygemeinschaft wurde.

Verständlicherweise ist das Interesse beim Betreten eines Clubs nicht auf die Beschaffenheit der Decke oder die Details der Gestaltung gerichtet. Wenn nicht die Meute und der Strobonebel die Sicht versperrt, ist die Aufmerksamkeit dennoch anderweitiges engagiert. Trotzdem lohnt sich ein Blick auf die Details, den Einsatz von Licht oder der damals beliebten Diaprojektoren, die, aus DDR-Beständen, überall zu bekommen waren, wie ja die ganze Warenwelt des Sozialismus großflächig auf die Straße gestellt wurde und Reservoir an Bekleidung, Gestaltungsmaterial und Mobiliar bildete das sich dann auch in zuverlässiger Kontinuität überall wiederfand.

Interessant zum Beispiel die Entwicklung des Verhältnisses von Dancefloor zu Ruhezeiten zwischen dem *wmf4* (stehtischartiges Sidebord, vereinzelt mobile Sitzmöglichkeiten – Stühle, oder halt das Podest der Boxen, wenn man die Lautstärke erträgt) über *wmf5* (von ganz leicht erhöhten Steh- und Sitzmöglichkeiten komplett umrandete Tanzfläche gegenüber einer Bar) zu *wmf7* (Amphitheaterähnliche Zuschauertribüne zum Sitzen mit Blick auf die Tanzenden)

Wie schreibt sich die Organisationsform in die Gestaltung ein?

Ihr feiert euch doch nur selbst?

Der Industriearchitektur Beeindruckungsraum (**e-werk**)

Der mit 2000 Plätzen damals größte Technoclub Deutschlands profitierte von der Großartigkeit der Indust-

riearchitektur des ehemaligen Umspannwerks Mitte, so wie sie vorgefunden wurde. Die Gestaltung, wie alles damals, war nur auf Zeit eingerichtet, temporär, wandelbar, einfach. Mit viel farbigem Licht, viel Raum zum Tanzen, einem eher zurückhaltenden DJ-Pult und einer Bar ohne Barhocker demonstrierte die VIP-Lounge auf der Empore über dem Dancefloor die soziale Hierarchie der Exklusivparty in der Party. Unvergesslich, die archaischen unterirdischen Katakomben und Gänge mit der ständigen Gefahr in irgend so eine Brauchwasserablauftrinne reinzufallen.

Der Künstler-Konzept-Raum (Elektro)

Die location als Gesamtgestaltung ist Konzept und Programm zugleich. Eigentlich eine künstlerische Arbeit, oder eigentlich eine Ausstellung, die einem künstlerischen Programm folgt. Mit einer Bar, nicht unähnlich dem Getränkeausschank im Vernissagebetrieb, und gegebenenfalls mit Tanzmöglichkeit (oft unbeliebt). Nicht so beispielsweise im *Dirt*, wo der Initiale Eingriff alles Weiß zu streichen und den Bodenbelag zu wulst-artigen Haufen zusammengeschoben als Sitzgelegenheit anzubieten und den Raum durch mit Feinrippunterhosen verkleidete Glühbirnen zu beleuchten ein konzeptionelles Ab-Jetzt-Alles-immer-schmutziger-werden-lassen folgte und gerne getanzt werden durfte, falls der Platz es zuließ.

Das gemeinsame mäuseartige kollektive rumbasteln im Kollektiv-Raum (*wmf*)

Hier war das Selbstgemachte (Gebastel), wie auch das Kollektive Programm – spätestens als sich das *wmf* die Inneneinrichtung des frisch aufgelassenen Palast der Republik zur Bararchitektur umgeschneidert hatte und die Elemente über mehrere Umzugsstationen verändert und eingepasst wurden. Dazu gerne rumwuselnde Medienkunstaktivisten, Medienkunstmenschen, Architekten, die Kathodenstrahlröhren als Getränkearten zum letzten Schrei machten.

Der kulturkommunikative Veranstaltungsort (*Friseur*)

Sich eine eigene Bühne geben. Zusammen agieren. LoFi,

Der Raum mit dem Vergangenheits-Schauer (*Tresor*)

Benannt nach dem „tresorartigen“ Schließfachraum des Überbleibsel vom Kaufhauses Wertheim, in dessen Keller (oben *Globus Bar*) sich die Stroboskophöhle befand. Weißer Nebel bis zur Unsichtbarkeit der eigenen Hand. Als feiner Niederschlag tropfte der kondensierte Schweiß von der niedrigen Betondecke zurück auf die Tanzenden. Alles richtig gemacht mit dem Nicht-Verändern des Raumes, der Gitter, der Schließfachwände. Nur eine Bar dazu. Der „entdeckte“ Raum ist der Star und bildet eine perfekte Echokammer für die Musik und die war hier klar der zweite Star.

Das behagliche zusammen trinken mit eingesprengseltem Abenteueranteil (*Der Brasilianer*)

Erinnerungen an einen Keller im kriegszerstört anmutenden Wrack eines Hauses nahe Glinkastraße. Kindliche Schnitzeljagd an den brennenden Teelichtern entlang über den Schutt, über die Mauer, dann eine Leiter hinunter zu den mit muffigen Teppichen ausgelegten Räumen, von bastbrotkörbchenverkleideten „Lampen“ erleuchtet. Gleicher Style, wie der ewige Strohhut des Barkeepers. Ein einzelnes Rio de Janeiro Fremdenverkehrsposter als Dekor und ein Holzofen für die wohlige Atmosphäre. Es lief vielleicht ein Mixtape?

Das *Sniper* war die *Sozialskulptur Club* par excellence, der perfekte *social space*, der aus Raum und Regeln besteht. Er kam Wohnzimmer-Idealbild, privat bei jemand anderen öffentlich zu sein am nächsten. Die Einrichtung entsprach der Nutzung der Betreiber als Lager, Videoatelier, Schrauberwerkstatt, Satelliten-TV Lounge und war für den Öffentlichkeitsbetrieb nur um einen Tresen ergänzt, der abwasserlos seine Behelfsmäßigkeit behauptete.

Zu Gast bei Freunden könnte man sagen, nur dass diese Freunde Unbekannte mit ziemlich genauen Vorstellungen waren, wie man sich als Gast zu benehmen hatte, bevor sie dann eventuell Freunde wurden. Und nur wenn man sich an die Hausregeln hielt, die konsequent durchgesetzt wurden, in aller Kompromisslosigkeit bis zum „Du musst jetzt leider gehen“, im Vorhinein aber nicht unbedingt bekannt waren. Es galt die Aufforderung herauszufinden, was der Gastgeber als angemessenes Verhalten erwartete, ohne dass es allzu explizit benannt war. Die Zeichen zu lesen, durch Beobachten zu lernen. Seine Kinderstube hatte man eben mitzubringen. So herrschte eine überaus familiäre Atmosphäre, über der allerdings eine kleine Beklemmung lag.

Die Angst etwas falsch zu machen und so aus der Gemeinschaft vertrieben zu werden. Wie etwa das falsche Getränk zu bestellen, sich vor die Videowand zu setzen, oder anzufangen zu tanzen. Und als einer einmal unvermittelt damit anfang und nicht sanktioniert wurde war klar: von dem werden wir noch viel hören.

Quellen

¹ Rainald Goetz, RAVE, 1 Ausgabe, Suhrkamp, Frankfurt/Main 1998, S. 69

² <http://www.wrongformat.org/botschaft.html>

³ Mercedes Bunz, Clubkultur und Öffentlichkeit, Aufsatz, ca. 1999

⁴ Felix Denk, Sven von Thülen, Der Klang der Familie - Berlin, Techno und die Wende, Suhrkamp, Berlin 2012

⁵ *My House Is Your House (And Your House Is Mine)* The Break Boys – Forth Floor Records (1990)

⁶ Ulrich Gutmair, Die ersten Tage von Berlin, Tropen, Stuttgart 2013

⁷ Eintrittsstempel, ca. 2001

Synopsis

Es ist praktisch nicht möglich, jemandem, der nicht dabei war von den ersten Tagen zu erzählen – Ein Bild